Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Ein neues "Schweizerisches Jahrbuch"
Autor: E.Z.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571687

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erste Annäherung (Phot. Carl Schnell, Bern).

muß, daß Sorge und mangelndes Behagen seine weiche, dabei stolze und so schönheitsbedürftige Seele zwiefach verwunden.

Wir lieben in Jakob Frey die tragische Gestalt unter unsern schweizerischen Dichtern.

Ist nun Frey auf ethischem Gebiete der unübertreffliche Volksbildner, so macht auch ihre ästhetische Seite seine Kunst für das Volk geeignet. Das schließt nicht aus, daß des Dichters Prosa, eher dem Gebildeten erkennbar, an Reinheit und Schönheit an die Goethesche erinnert. Aber die Einfachheit und Klarheit der Darstellung, ein starker Gehalt an Handlung kommen in der Dichtung Freys den Bedürfnissen und dem Verständnis des Volkes entgegen. Denken wir auch an die Art seiner Landschaftsbilder, dieser reinen Spiegel unserer Seen und Berge! Das Schweizerheimweh mag solche Bilder malen. Bilder, auf denen stille Waldwege abendwärts führen und ferne dem sinkenden Schein Mühle und brauner Weiler friedlich enttauchen. Blütenschnee und schimmernder Firn füllen und begrenzen des Dichters Frühlingsland. Erinnerungen an seinen Sommertag beseelen uns den Heuduft unserer Heimatflur. Und wir begegnen ihnen am Rand der Gehölze, wo Kinderlust den murmelnden Bach und die Rast der Schnitter das Buchenzelt sucht.

Frey teilt mit Keller das starke Naturgefühl. Es hat überhaupt die höchsten poetischen Werte seiner Dichtung gezeitigt. Auch bei ihm ist es allgegenwärtig. Er hört und überhört nie, selbst nicht in wilder Kriegesnacht, den letzten Flügelschlag, das leiseste Raunen und Rauschen des Föhns in den Lüften; ein Hahnenschrei, ein Licht über Waldkämmen kann da so erlösend hereinbrechen, als machten Heimat und Morgen selbst ihre Kräfte geltend. Das bloße Wort: „Es wird bald Tag“ scheucht Furcht und Trübsal. Ein sicherer Beweis freilich auch, wie innig der Dichter mit dem Lichte verbündet war.

Die Naturschilderungen Freys sind selten umfangreich. Aber gerade den kargen Worten eines Eingeweihten eignet stark bezeichnende Kraft. Und so werden wir in der Dichtung Jakob Freys es stetsfort inne, daß dort Farben und Düfte unmittelbar aus dem Born der Natur quellen.

Dieser Poet mag nun, vielleicht ganz beiläufig, in irgend einer winterlichen Oede eine kleine Sommererinnerung wie ein holdes Licht entzünden, also daran erinnern, daß dort sommerlang „waldfrische Lüfte durch die Kronen mächtiger Kastanienbäume wehen“, daß dort „über Fluß und Stadt hinweg der Blick nach den duftigen Firsten des Hochgebirges schweift“. Einem Trüpplein Wegemüder mag er einen „im Abendwind wach werdenden Wald“ gesellen. Und siehe, bis hinab zur „Bank, die sonst zu kühler Sommerrast“ diente, lockt und rauscht da alles und spendet Balsam und Kühle so stark und süß, als es diesen Dingen gegeben ist.

(Fortsetzung folgt).

Ein neues „Schweizerisches Jahrbuch“.

Die Firma Schultheß & Co. in Zürich hat ein neues „Schweizerisches Jahrbuch“ ins Leben gerufen, dessen erster Jahrgang dem Pfand für ein schönes Versprechen gleichkommt. Eine glückliche Hand hat eine Reihe unserer interessantesten Namen zu gewinnen vermocht und einige der aktuellsten Gegenstände durch diese berufene Vereinigung zur Diskussion bringen lassen. Vielseitiger hätte der Band nicht ausfallen können: Architektur, Medizin, Literarische Kritik haben ihre Vertreter darin wie Kirche und Recht, der Pädagoge und der Offizier. Ein stattlicher, gut sich präsentierender Band von vierhundert Seiten ist aus den neun Beiträgen erwachsen. Meist frisch und persönlich geschrieben und, wie gesagt, dem Tag entnommen, nehmen sie weit eher das Attribut vollen Lebens als dasjenige abschließender Belehrung in Anspruch. Umso dringender empfehlen sie sich zum Zugreifen. Um so legitimer das Gelüste, bei der Anzeige dieser Sammlung zu verweilen.

Ein Thema, dem wir seit ein oder zwei Jahren tagtäglich in den umfangreichsten wie in den bescheidensten Blättern unseres Landes begegnen, ist mit Fug an die Spitze gestellt: die bauliche Kultur unserer Heimat. Unter dem Titel „Moderner Wohnbau und Geschmack“ gibt Dr. H. C. Baer, der bekannte Redaktor der „Schweizerischen Bauzeitung“ und verdienstvolle Herausgeber des „Schweizer Kunstkalenders“, einige Ausführungen und Winke zur Frage unseres Wohnbaustils oder vielmehr eben der Emanzipation unseres Wohnhausbaus vom „Stil“. Er bedient sich zur Eröffnung und zur Resümierung seiner Arbeit des Exempels der Stadt Baden. Glücklicher, plausibler hätte er seinen Ausgangspunkt nicht nehmen können. Er weist der Bäderstadt heute die Stelle in unserer Baugeschichte an, die ihr der spätere Historiker bleibend zuweisen wird. Allbekannt wie sie ist, hat sie im speziellen Fall den Vorzug, was der Verfasser zu demonstrieren hat, allgemein verständlich und zugänglich zu machen. Wem wäre es nicht zur Stelle, das Kleinod von einem altschweizerischen Stadtbild, das uns die historisch zurückliegenden Jahrhunderte heut noch

Die Liebeserklärung (Phot. Carl Schnell, Bern).

verkörpert? Wem ist nicht weiter das äußere, neuere Baden, die Bäderstadt und die Fabrikenstadt gegenwärtig, die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts? Und wer sich um die Wende zum neuen auch nur kurz darin aufgehalten hat, wird — drittens — die neuen eindrucksvollen Bauten in sich aufgenommen haben, mit denen er vielleicht, ihrer allzu ungewohnt, nicht immer fertig geworden ist, die ihm aber jedenfalls die Botschaft bedeuten, daß alte, schablonenhafte, unschöne Zeiten am Sterben sind und neue Keime in Freiheit wachsen.

Indes, beim solennen Privathaus bleibt unser Sprecher beileibe nicht stehen. Er weiß, daß damit die Hauptsache noch nicht gewonnen ist, das Heil für die Vielen. Aber der Geist, der für die neuen Bauten großer Verhältnisse freie Bahn gewonnen, derselbe hat dem einfacher situierten Bürger sein Eigenhaus, sein Cottage zu geben, und wo die Umstände auch dieses versagen, ein gebildeten Ansprüchen angemessenes Mehrfamilienhaus. Die Formel, auf die er kommt, erinnert verzweifelt an das Ei des Kolumbus. Da der Geschmack des kommenden Mieters doch sicher nicht erraten werden kann: warum denn nur immer auf diese gänzlich unbekannte Größe spekulieren? Warum nicht einfach alles weglassen, was über die Grundbedingungen der Hygieine und des Komforts hinausgeht? Je einfacher die Wohnung ist, desto leichter hat es der Bewohner, sich nach seinen Neigungen darin einzurichten, sie auf seine Individualität oder gar Persönlichkeit hin ganz selbst zu schaffen, mit einem Wort: sich darin heimisch zu machen. Daß eine so auf der Hand liegende Tatsache erst förmlich verkündigt werden muß, hat seinen Grund in der Unselbständigkeit, in der sklavischen Gedankenlosigkeit der Masse. Der Verfasser setzt ihr auch gehörig zu. Er erinnert sie mit Recht daran, daß die Kunst, die soviel mehr als jede andere mit unserer Wirklichkeit, mit unserem Befinden zu tun hat, nein, nicht nur damit zu tun hat, sondern wesentlich bestimmend einwirkt, daß diese Kunst eigentlich nicht verdiente kritikloser als die andern aufgenommen zu werden. Aber eines freilich hat er zu erwähnen vergessen: Wer weiß denn noch, daß die Architektur, die uns unser Heim gibt und unserer Heimat den bildlichen Charakter auf Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende gibt, daß die Kunst, welche „die Silhouette der Erde verändert" — eine Kunst ist? Daß sich diesen Aufsatz viele zu Gemüte führen wollten!

* * *

Auf ewige Treu! (Phot. Carl Schnell, Bern).

Im Schmollwinkel (Phot. Carl Schnell, Bern).

Professor Paul Dubois in Bern spricht von den Schäden der modernen Kultur. Es ist an dieser Stelle im letzten Jahrgang von Dubois' Broschüre „Ueber den Einfluß des Geistes auf den Körper" ziemlich ausführlich die Rede gewesen. Das in jener Ausgesprochene findet sich naturgemäß in diesem Artikel zum großen Teil wieder. Nicht Telegraph noch Telephon sind an unserer Zerrüttung schuld, nicht die Kompliziertheit unserer Zivilisation, die ja doch am Ende ein Bedürfnis nach Vereinfachung zum Ursprung hat und wirklich befriedigt, sondern die mit dieser Zivilisation und schneller als sie sich entwickelnden Bedürfnisse, der Egoismus, der sich kompliziert, die Genußsucht, die immer rastloser, immer vielseitiger nach Nahrung verlangt. Die Selbstzucht hält mit der materiellen Entwicklung nicht Schritt und hat einen immer schwerern Stand. Dem Mangel an Zufriedenheit, der die Hetze verschuldet, entspricht die zunehmende Empfindlichkeit, infolge der Verwöhnung durch diese Zivilisation, die Unwilligkeit, die Unfähigkeit zu leiden. Es ist kein Stoïzismus mehr da. „Für jede Kleinigkeit laufen wir zum Arzt, und der Schmerz soll uns erspart bleiben. Der modernen Medizin schreibt man eine Macht zu, die sie eben nicht besitzt, und der Arzt, dem man soviel Zutrauen schenkt, fühlt sich bewogen, alle Heilmethoden in Anwendung zu bringen; auf einige, die dabei Erleichterung finden, kommen viele, die in eine hypochondrische Stimmung geraten, die noch schlimmer ist als die körperlichen Beschwerden. Diese Kleinmütigkeit ist die Hauptquelle der modernen Neurasthenie, dieser Seuche, die verderblicher wirkt als die wahren Krankheiten."

Dubois schließt:

„Der Mensch darf begehren und genießen; wandelt er auf den Wegen des Wahren, Guten und Schönen, so hat er sich nicht durch kleinliche Skrupel aufhalten zu lassen. Dagegen muß er einsehen, daß ein wahres Glück nicht in diesem Genießen enthalten ist, sondern im Tiefinnersten liegt, in der Verwirklichung der ethischen Ideale; erst wenn dieser Trieb nach Vervollkommnung sein ganzes Denken beherrscht, kommt er zur innern Ruhe, zum wahren seelischen Glück; dann sind ihm die Mühseligkeiten des Lebens erträglich und er kann, wie ein Hilty, sogar in schlaflosen Nächten Vorteile für seine ethische Bildung erblicken."

So ist Charakterbildung das letzte Wort, das Wort der Erlösung des Nervenarztes. Die Sache scheint so einfach, daß man fast von Banalität reden könnte. Wie unerbittlich aber lesen sich die Analysen, mit denen unser Verfasser den Bevorzugten des Lebens zu Leibe geht, um uns zu zeigen, wie sich der Mensch in allen „Fortschritten" immer wieder vom einzig reinen, einzig wahren Fortschritt wegverirrt! Schade beinahe, daß er sich darin so kurz hat fassen müssen! Immerhin: wer Augen hat zu sehen, der sieht genug.

* * *

So ganz weit hergeholt wäre es nicht gewesen, hätte man dem Verkündiger des echten Bauens und dem Lehrer der echten

Lebenskräfte mit Absicht den dritten Aufsatz folgen lassen, ist doch auch da gar viel von Charakter und Echtheit die Rede, stellt er uns doch summa summarum nichts anderes dar als die Tragik eines Menschenlebens, dem das Fehlen der echten Beziehungen zum Verhängnis geworden. Es ist eine Studie von Emil Ermatinger in Winterthur: Heinrich Leuthold, ein Beitrag zur Psychologie des Künstlers. Den Dichter von „Jenseits des Tages", dem formvollendetesten Gedichtbande, der seit Leutholds Vermächtnis in der Schweiz — und man wird den Kreis noch viel weiter ziehen dürfen — erschienen ist, Emil Ermatinger über seinen großen Vorgänger in der gebundenen Rede das Wort ergreifen zu sehen, ist gewiß all unsern Literaturfreunden eine willkommene und spannende Aussicht. Wer mochte genauer als dieser dem toten Sänger nachgegangen sein, wer eine klarere Rechenschaft geben können als dieser, der gewissenhafte Sprachmeister, der es mit Wort und Darstellung so ernst nimmt? Es überrascht auch nicht, daß die Arbeit gewissermaßen über das Leutholdproblem im einzelnen hinausgeht, sein Wesen und sein Schicksal zum plastischen Herausstellen einer viel weitergreifenden Tatsache führt. Diesen Sinn für das Entscheidende, das ewig Bedeutende, Bleibende, Wahre pflegt man das Wahrzeichen der Genialität zu nennen. Wie sich die Wirklichkeit an dem Künstler rächt und rächen muß, der sich nicht auf sie einlassen mag, wird uns hier im allgemeinen und im besondern dargestellt.

Der Schärfe der Ermatinger'schen Belehrung wird sich niemand entziehen können. Dennoch dürfen ihre Wahrheit und Tatsächlichkeit nicht zum Absolutismus eines Maßstabes erhoben werden. Ohne daß man von Schablone reden dürfte, kann doch gesagt werden, daß unseres Dichters Leben und Werke ohne Schaden mit etwas weniger Unerbittlichkeit gemessen und summiert werden möchten. Ein Kleines mehr Wärme, ein bißchen ἀγάπη ἐν ἀληθείᾳ dürfte dieses Geschick und Können in Anspruch nehmen. Wie das Leben vom Abglanz des Lebens zu dem Schaffen nach dem Schaffen anderer geführt, wird ja wohl ein warnendes Beispiel bleiben, erschöpft aber doch nicht unsere Auseinandersetzung mit diesem Martyrium eines von der Form besessenen Ringers. Kann man nicht vielleicht umkehren und sagen, sein Formensinn habe Leuthold von vornherein von der beleidigenden Wirklichkeit ausgeschlossen? Man hätte damit nicht seinen Standpunkt geteilt, ihn nur eingenommen, um ihn besser begreifen, bedauern, lieben zu können. Ein bißchen mehr Liebe hätte unser Sänger wahrlich verdient! Es wäre dabei auch im einen oder andern zu besserm Eingehen gekommen. Der Penthesilea vor allem könnte man gerechter werden als in den paar Worten, mit denen sie hier abgetan ist und die zu ergänzen uns an dieser Stelle zu weit führte, auch ganz wohl den vielen, vielen Lesern und Vorlesern überlassen werden kann, die sie immer noch zählt und noch lange zählen wird.

Ein Vergnügen ist es, nach Ermatingers gewissenhafter Arbeit in Kellers Nachlaß die flotte Anzeige wiederzulesen, die Meister Gottfried dem Gedichtbändchen Heinrich Leutholds gewidmet hat, seinen Mängeln und seinen leuchtenden Vorzügen.

„So wenig als schwer an Stoff, sind die Gedichte das, was man neu nennt. Bald in der Formenlust der alten Schlegel'schen, bald in derjenigen der Platen'schen Schule glauben wir bekannte Töne und Weisen zu vernehmen, bis wir merken, daß wir immerhin einen selbständigen Meister hören, der seinen Ton nach freier Wahl angeschlagen hat und auch einen andern hätte wählen können."

Und weiter:

„Und dennoch hat die Sammlung für uns etwas Nagelneues: das ist die durchgehende Schönheit und Vollendung der Gedichte, der seltene Mangel an Schwächen und blöden Stellen . . ."

Man möchte noch weiter den Meister reden hören von diesem, der auch ein Meister war und dessen Buch er für die Dauer „zu den guten Büchern der deutschen Literatur zählt"*).

(Schluß folgt).

*) Bei dieser Gelegenheit weisen wir darauf hin, daß kurz vor Neujahr bei Huber & Co. in Frauenfeld Leutholds Gedichte in fünfter, vermehrter Auflage erschienen sind; eine billige Ausgabe ist es mit Leutholds Porträt von Georg Papperitz und einem warm empfundenen Geleitgedicht von J. V. Widmann, der schmucke Leinenband zu bloß Fr. 4.50; zum ersten Male gelangen hier sämtliche fünf Rhapsodien des Epos „Hannibal" zum Abdruck. A. d. R.

„Alles ist ruhig am Schipkapaß . . ."

Kriegsepisode 3. Januar 1878.

Es zogen hoch über den Balkan her,
Im Kriege gen Suleiman Pascha's Heer,
Die russischen Wachen im Schneesturmwehn,
Zu suchen die Brüder, die Posten stehn,
Und wie sie sich nähern dem Schildwachttor,
Da stehen die Wachtmänner tot davor,
Erfroren, kopfhoch, im schneeweißen Bett
Noch steif aufrechthaltend das Bajonett . . .
Der Tod geht am Saumpfad still auf und ab:
Stumm lösen die Russen die Wache ab . . .

Und Radetzky schreibt im Kriegserlaß:
„Alles ist ruhig am Schipkapaß."

Auf nächtliche Kundschaft zieht aus bergan
Die neue Kolonne mit sechzig Mann.
Sie schreiten gebeugt mit geballter Faust
Durch felsige Schlucht, wo der Sturmwind haust,
Der Sturm, der mit heulender Lust umschwebt
Die wehrlose Beute, die vorwärts strebt.
Nach Norden blickt mutig die tapfere Schar:
Es gilt für den Kaiser, für Rußlands Zar!
Doch dichter der Schneewall vom Himmel fällt,
Bis still und besiegt die Kolonne hält,
Das Auge geblendet, die Stirne blaß . . .

Der Schnee fällt so ruhig am Schipkapaß.

Der eine hebt selig das Haupt empor,
Als rauschten ihm Orgel und Orgelchor,
Der andere laut in den Himmel lacht,
Als flögen die Lerchen in Sonnenpracht!
Der dritte in irrsinnig-trunkener Lust
Stimmt jubelnd aus tödlich getroffener Brust
Das russische Lied an vom Wolgastrand:
„Ei . . . Ouchnem . . . Ei! Ouchnem . . ."
Als ächzte das Ruder in seiner Hand.
Und mitten in Lieder voll Heimatklang
Singt einer den polnischen Klagesang:
„Przed Twe ol-ta-rze zanosim blaganie . . ."

Als ging's durch blühendes Wiesengras
Im ruhigen Schneefeld, am Schipkapaß.

Und: „Vorwärts! Marsch!" donnert ein Offizier,
„Daß wir nicht wie Wölfe verenden hier!"
Da haben sich alle frisch aufgerafft
Und stürmen die Wälle mit letzter Kraft . . .
Doch tiefer nur sinken sie lautlos ein,
Im Auge verflackert des Lebens Schein,
Die Glieder erstarren in müder Ruh . . .
Leis decken die Flocken die Schläfer zu . . .
So liegen sie aufrecht im Firnschneebett,
Und über sie reckt nur ein Bajonett
Den Finger gen Himmel in stummem Haß . . .
Und „alles ist ruhig am Schipkapaß!"

Isabelle Kaiser, Beckenried.